

Jörg Michael Kastl

Situierte Struktur – Kommunikation, Interaktion und die Sozialität der Gedächtnisse

Vortrag beim Gemeinsamen Workshop der Arbeitskreise "Theoretische Wissenssoziologie" und "Interaktionsforschung" der Sektion Wissenssoziologie (DGS) „*GRENZEN VON INTERAKTIONEN*“ am 24. November 2016 an der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie

Übersicht:

1. Intro: Gesellschaft ist kein makrosoziologisches Phänomen
2. Problemexposition mit Luhmanns - das Gedächtniskonzept der TAPS
3. Gedächtnis
4. Interaktion und Gesellschaft

1. Intro: Gesellschaft ist kein makrosoziologisches Phänomen

„Gesellschaft ist ja nicht ein makrosoziologisches Phänomen“. Man könnte als Urheber dieses Zitats Randall Collins vermuten. Es stammt aber von Niklas Luhmann. Das gibt mir die Möglichkeit, in leichter Abweichung von meinem ursprünglichen Plan, bei meinem ersten Besuch in Bielefeld auch an Argumente anzuknüpfen, die hier vermutlich das Licht der Welt erblickt haben. Die konkrete Äußerung fiel in einem Interview mit Radio Bremen im Oktober 1997. Wer Luhmann mit einer Habermasschen Brille liest, „systemisch“ mit Subsystemen wie Wirtschaft, Politik, Recht und diese wiederum mit „Makro“ identifiziert, mag darüber überrascht sein. Im Grunde aber ist die Äußerung nicht überraschend. Man könnte auf die kommunikationstheoretische Fundierung der Theorie autopoietischer Systeme (TAPS) im Hinblick auf soziale Systeme hinweisen. Es gibt in der TAPS keine *operative* Eigenständigkeit eines „Makro“ gegenüber einem „Mikro“, insofern eben *immer* von Kommunikation die Rede ist. Zudem wäre auf Luhmanns Fassung des Verhältnisses von Gesellschaft und Interaktion hinzuweisen. Gesellschaft ist zwar für Luhmann nicht in oder durch Interaktionen „repräsentierbar“, in keinerlei Sinn. Trotzdem „besteht“, sagt Luhmann, Gesellschaft „weitgehend aus Interaktionen“ und trotzdem sind Interaktionssysteme ihrerseits „gesellschaftliches Geschehen“.¹ Damit verbunden ist ein „Ärgernis“ – jedenfalls im Kontext einer Theorie, die so versessen auf System/Umwelt-Relationen aus ist wie die TAPS. Gesellschaft ist nicht die Umwelt von Interaktionssystemen. Redlich hält er fest: „Das Nicht-Zusammenfallen dieser beiden Distinktionen System/Umwelt und Gesellschaft/Interaktion ist eine erhebliche Belastung für eine allgemeine Theorie sozialer Systeme.“ (1984: 553).

Luhmann setzt auf eine bewährte Strategie, um das Verhältnis von Interaktion und Gesellschaft klarer zu kriegen. Er „temporalisiert die Komplexität“, Zitat: „Interaktionen sind *Episoden* des Gesellschaftsvollzugs. Sie sind nur möglich auf Grund der Gewissheit, dass gesellschaftliche Kommunikation schon vor dem Beginn der Episode abgelaufen ist, so daß man Ablagerungen vorangegangener Kommunikation voraussetzen kann; und sie sind nur möglich, weil man weiß, dass gesellschaftliche Kommunikation auch nach Beendigung der Episode noch möglich sein wird. Anfang und Ende der Interaktion sind nur Zäsuren in der Autopoiesis der Gesellschaft.“ (Luhmann 1987: 553). „Gewissheit“, „Voraussetzung“, „Ablagerung“, also Sedimentation – das

¹ „Die Gesellschaft ist, obwohl weitgehend aus Interaktionen bestehend, für Interaktion unzugänglich geworden.“ (Luhmann 1987: 585).

klings nach Wissenssoziologie. Offenbar benötigen Interaktionen in Luhmanns Sicht einen Input in Form eines Mindestmaßes an Erwartungssicherheit, damit aber: von Struktur. Interaktionen müssten dann auch eine Art Output haben, insofern sie selbst zur Voraussetzung weiterer Interaktionen und damit der weiteren Realisierung von Gesellschaft werden. Normalerweise sind In- oder Outputs ein No-Go für die TAPS. Für Autopoiesis ist ja gerade konstitutiv, dass es im Verhältnis autopoietischer Systeme keinen Input/Output - weder von Elementen noch von Struktur geben kann.² Hier liegt aber ein anderer Fall vor – denn Luhmann sagt ja ausdrücklich, dass Interaktion gegenüber Gesellschaft kein eigenes System darstelle. Die für Interaktion nötigen Erwartungsstrukturen, sagt Luhmann, kommen aus der Gesellschaft, sie „könnten in der nötigen Vielfalt nicht in der laufenden Interaktion entwickelt werden“ (1984: 569). Dann lautet die Frage: wie kommt die „*vorangegangene* (also zeitlich in der Vergangenheit liegende, jmk) gesellschaftliche Kommunikation in die Interaktion?“ und analog „wie kommt die in der Interaktion stattfindende gesellschaftliche Kommunikation wieder ‚hinaus‘ in andere Episoden des Gesellschaftsvollzugs?“. Die Antwort liegt nahe: über irgend eine Form von Gedächtnis. Aber wie geschieht das im Einzelnen und was ist dabei unter Gedächtnis zu verstehen?

Damit möchte ich mich im Folgenden befassen. Ich glaube, dass das gedächtnistheoretische Instrumentarium der TAPS für die Beantwortung dieser Fragen unzureichend ist. Dazu möchte ich in einem ersten Schritt einige Argumente andeuten. Im zweiten Schritt möchte ich eine Alternative skizzieren, und im dritten Schritt einige analytische Potentiale eines so veränderten (sozialen) Gedächtniskonzepts für das eben beschriebene Verhältnis von Interaktion und Gesellschaft andeuten. Dabei greife ich u.a. auf Überlegungen von Randall Collins und George H. Mead zurück.

2. Problemexposition mit Luhmann - das Gedächtniskonzept der TAPS

Die Kategorie „Gedächtnis“ taucht in der TAPS (Soziale Systeme 1983) zunächst nur als Kategorie in Anführungszeichen auf, als semantisches Konstrukt, das keine entscheidende Bedeutung für die Systematik hat. Das ändert sich erst in den letzten Veröffentlichungen Luhmanns in den 1990er Jahren³. Am deutlichsten in einem Artikel mit dem Titel „Zeit und

² z.B. Luhmann 1995a: 56, 74; 1990: 303

³ vgl. Luhmann 1997: 576 ff.; 2002: 170 ff.

Gedächtnis“ 1996, zwei Jahre vor Luhmanns Tod erschienen, in einer Zeit, in der er von seiner Krankheit wohl schon wusste. Die Gedächtnistheorie wird darin überraschend zu einem zentralen Bestandsstück der Systematik erhoben, zugleich aber, wie ich noch zeigen möchte, das Konzept der Autopoiesis (wider Willen) aufgelöst. Weder die diesbezüglichen sehr verschlungenen Begründungsgänge Luhmanns noch meine damalige Analyse und Kritik erfuhren damals eine allzu große Resonanz. Es wurde zwar z.B. von Esposito (und andere) auf Luhmanns Postulat eigener Gedächtnisse sozialer Systeme auf- und angebaut, aber der Umstand ignoriert, dass Luhmanns Postulat auf äußerst unsicherem Untergrund hochgezogen wurde. Das wäre ein eigenes Thema.

Nur soviel. Luhmann macht in dem Aufsatz Autopoiesis abhängig vom Operieren von Gedächtnissen mit dem Argument: Keine Selbstreferenz ohne Gedächtnis, ohne Selbstreferenz keine Autopoiesis. Das Problem ist, dass die TAPS aus Gründen der inneren Konsistenz nicht von einer operativen Identität von Autopoiesis und Gedächtnis ausgehen kann (Luhmann 1996: 313 f.). Diese Verlegenheit führt zu einer seltsamen Lösung. Luhmann schreibt „Offenbar ist ein Gedächtnis also auf ein Zusammenwirken mehrerer autopoietischer Systeme angewiesen, ohne dass dies Zusammenwirken die Autonomie und selbstbestimmte Rekursivität der Systeme einschränkt.“ (ebd.: 314). Der Nebensatz wirkt wie eine Beteuerung, wenn zugleich formuliert wird, das Bewusstsein, also das psychische System „*verlasse sich*“ (sic! ebd.: 314), was Gedächtnis angehe, auf die neurophysiologischen Operationen seines Gehirns und soziale Systeme „*bedienten sich*“ (sic! ebd.: 315), ohne dies zum Thema zu machen (!), des Bewusstseins (also der psychischen Systeme!) der „Teilnehmer“.⁴ Denn damit wird vollends rätselhaft, was dann operative Geschlossenheit biologischer, psychischer, sozialer Systeme und damit Autopoiesis heißen kann. Luhmanns theoretisch erzwungenes Postulat eigenständiger Gedächtnisse sozialer Systeme zehrt phänomenologisch von eher hergeholten Analogien. Es hat mit den gleichen Unschärfen zu kämpfen wie etwa die an Halbwachs, Assmann u.a. anknüpfenden Konzeptionen „sozialer“, „kultureller“, „kommunikativer“, „kollektiver“ Gedächtnisse, von Gruppen-, Organisations- und Familiengedächtnissen u.a.. Luhmann nennt in diesem Zusammenhang zunächst Sprache, Schrift, Wissensschemata. Dabei handelt es sich

⁴ Übrigens ist schon diese Stufenfolge ein erster Irrtum. Selbst wenn man den ersten Satz noch mitmachen will. Der zweite Satz ist in jedem Fall phänomenologisch falsch – weil er voraussetzt, dass psychische Phänomene „bewusst“ sind, nur in Formen von Gedanken vorliegen. Die Inanspruchnahme individueller Gedächtnisse erfolgt aber nur ausnahmsweise selbst bewusst (thematisch). Man kann sich dazu verdeutlichen, auf welche Weise wir in Kommunikation verstrickt sind (Kastl 2001: IV).

aber um das, was durch Gedächtnisse prozessiert wird, also Gedächtnis*inhalte*, und nicht um Gedächtnis in einem operativen Sinn. Auch Zensurensysteme im Erziehungssystem oder Geldzahlungen (Kreditsystem) bzw. Zahlungsbilanzen in der Wirtschaft sind für Luhmann beispielsweise soziale Gedächtnisse. Hier legt er den Einwand nahe, dass diese Techniken eher Gedächtnis ersetzen oder entlasten. Es handelt sich bestenfalls um Bilanzierungsmechanismen, Mnemotechniken, derer sich Gedächtnisse bedienen können, aber nicht selbst um Gedächtnis. Und noch wichtiger vielleicht: Die subsystemspezifische Kommunikation erschöpft sich niemals in der bloßen Anwendung der von Luhmann so genannten „Medien“, z. B. ist wirtschaftliches und pädagogisches Kommunizieren, Entscheiden und Handeln nicht auf den Rückgriff auf Zensuren und Zahlungen reduzierbar. Vielmehr erfordert es „Gedächtnis“ in viel umfassender Weise, durch die Inanspruchnahme komplexer „Erinnerungs-“ und „Wissensbestände“, funktions-, subsystemspezifischer „Fertigkeiten“ (man muss zum Beispiel den richtigen „Riecher“ für Geschäfte haben oder Schüler in eine Unterrichtssituation einbinden können). Auch das sind aber Leistungen, die an operative Kapazitäten individueller, körpergebundener Gedächtnisse gebunden sind. Es wäre nicht zu bestreiten, dass soziale Systeme (auch Interaktionssysteme) gegenüber den Möglichkeiten der interagierenden Individuen eine je eigene Selektivität aufweisen. Aber das verdankt sich nicht der Leistung eigenständiger sozialer Gedächtnisse, für die die TAPS gar keine empirisch überzeugende operative Basis benennen kann.

Vielmehr scheint mir die Selektivität sozialer Systeme nicht ohne die Integration individueller (körpergebundener) Gedächtnisleistungen denkbar. Allerdings darf man dabei den Gedächtnisbegriff nicht kognitivistisch verengen, sondern muss, wie es in der psychologischen und neurowissenschaftlichen Gedächtnisforschung geschieht, das Gedächtniskonzept auch auf sogenannte non-deklarative Leistungen ausweiten. Dann kommen beispielsweise Phänomene ins Spiel wie Taktgefühl, das intuitive Gespür für richtige und falsche Themen und Beiträge in der jeweiligen Situation, für Ausschlüsse und Resonanzen in den Blick, das Gespür für die impliziten Grammatiken von Situationen, die dann z.B. als Routineverhalten, als Bedeutungszuweisung qua sozialer Reaktion, aber auch als Ignorieren oder sogar Sanktionieren unangemessener Themen und Beiträgen zur Selektivität sozialer Situationen beitragen.

3. Gedächtnis

Meine These wäre also, Luhmann unterschätzt die operativen Potentiale und Komplexität „psychischer Gedächtnisse“ und benötigt deshalb ein Konstrukt „sozialer Gedächtnisse“, das aber weder empirisch noch theoretisch von ihm eingelöst wird. Schon die Leitdifferenz von Erinnern/Vergessen ist nach heutigem Wissensstand eine Verengung. Sie betrifft nur einen sehr spezifischen Aspekt der Gedächtnistätigkeit, nämlich episodische bzw. autobiographische Gedächtnisleistungen („Erinnerungen“ ,von Husserl als Evidenz eines „Wahrnehmung-Gewesen-Seins“ gefasst). Nicht zuletzt darin liegt der Grund für die Unanschaulichkeit von Luhmanns Konzept sozialer Gedächtnisse. Erinnern und Vergessen als „Leistung“ eines *sozialen* Systems wirkt eher vage und metaphorisch. Der beobachtbare Umstand, dass in einer Kommunikation etwas nicht thematisch ist oder ausgeblendet ist, heißt nicht, dass etwas vergessen wird. Zugleich ist mit dieser Verengung aber auch in Bezug auf individuelle Gedächtnisse ein verengt reflexions- bzw. bewusstseinstheoretisches Verständnis von Gedächtnis verbunden. Was als Gedächtnisleistung nicht bewusst ist, kann Luhmann nur als Effekt eines „Vergessens“ eines ursprünglich thematisch Bewussten (einschließlich als Vergessen des Vergessens) fassen. Damit entgeht ihm aber die mittlerweile auch experimentell sehr gut erschlossene Dimension non-deklarativer Gedächtnisleistungen, die sowohl Wahrnehmungs- und Verhaltensgewohnheiten und –Kompetenzen umfassen, subliminales Lernen kognitiver Konzepte (Typen, Kategorien und komplexe Regelstrukturen) und insbesondere sensomotorische Fertigkeiten (Geschicklichkeiten, prozedurales »Wissen, wie«, sportliche, künstlerische, handwerkliche Kompetenzen). Damit sind Phänomene angesprochen, die für Bourdieus Konzept des Habitus von sehr wichtiger Bedeutung sind und in sog. praxistheoretischen und praxeologischen Ansätzen thematisch sind, aber auch in bestimmtem Umfang wissenssoziologisch relevante Aspekte aufweisen (Kastl 2004).

Auch der Erwerb und Abruf von propositionalem Wissen (semantisches Gedächtnis) ist mit der Differenz Erinnern/Vergessen nicht adäquat gefasst. Man kann vielleicht Wissen „vergessen“, ganz sicher ist die Anwendung von Wissen aber kein Spezialfall von Erinnerung (Anamnesis). Das ist Platonismus. Wissen ist nach heutigem Kenntnisstand eine relativ eigenständige Form des Erwerbs und Abrufs von Gedächtnisinhalten. Das zeigt sich im Übrigen auch in der völlig

differenten sozialen Institutionalisierung von Wissenserwerb im Unterschied zu biographischer Kommunikation (dazu Fuchs-Heinritz 2005: Kap. 1).

Wichtig ist insgesamt, die *operative Komplexität* und *Vielfalt* von Gedächtnisleistungen zu betonen und sie nicht auf Speicherfunktion zu verengen. Gedächtnisse können zwar auch „Speicherfunktionen“ wahrnehmen (im Sinne der zeitbeständigen Verwahrung reproduzierbarer, übertragbarer und relativ identisch bleibender „Meme“). Das ist aber durchaus nicht ihre Hauptfunktion. Insoweit sie das auch leisten, können zwar externe Speicher und Archive, Techniken, Texte, Artefakte und Medien Gedächtnisse entlasten und auf gewisse Weise ihr Volumen erweitern. Aber die psychische und soziale Erschließung und Nutzung solcher Speicher setzt eine komplementäre operative Differenzierung biopsychosozialer Gedächtnisse von Individuen voraus und erfordert selbst wieder Meta-Wissen und korrespondierende Fertigkeiten. Solche externen Speicher sind aber selbst keine Gedächtnisse, die aus sich heraus operativ wirksam werden könnten, hierzu sind sie auf biopsychosoziale Gedächtnisse angewiesen. Insofern ist weder eine Zahlungsbilanz, noch ein Text, noch ein Kunstwerk, noch eine Zensurenübersicht, noch eine Gedenkstätte für historische Vorgänge ein „Gedächtnis“, sondern bestenfalls Erinnerungsstütze, Bezugspunkt, Gegenstand, Katalysator von Gedächtnisleistungen, etwas, das uns an etwas erinnert, etwas beinhaltet oder etwas anregt.

Das Spezifische an Gedächtnissen ist ihre operative Komplexität. Gedächtnis ist nicht etwas, das wir nur dann und wann bemühen und dann wieder auf sich beruhen lassen. Gedächtnis leistet die zeitliche Mikro- und Makrointegration von Situationen, der Wahrnehmungen und Beiträge, die dazu erbracht werden, insbesondere die wechselseitige Durchdringung, Modularisierung und situative Integration von Wissen, Können und Erinnern.

Gedächtnisleistungen sind nicht nur gelegentlich, sondern strukturell „exogrammatistisch“ (Welzer) bzw. „ekphorisch“ (Markowitsch 2002: 84), phänomenologisch gesagt: intentional, auf etwas, externe Konstellationen, Referenzen, Symbole, Elemente, auf Wahrnehmbares und Kommunizierbares bezogen: etwas erinnert uns an etwas, ruft ein Wissen hervor, regt den

Einsatz von Fertigkeiten an.⁵ Gedächtnisleistungen durchbrechen gerade Immanenz und Selbstreferenz, sind in sich „ekstatisch“, transzendierend (Heidegger/Merleau-Ponty) und beinhalten in der Tat jene sozialen Rahmen, Elemente und Bedingungen, von denen Halbwachs spricht. Sie überbrücken aus sich heraus die Grenzen von Psychischem und Sozialem, die die TAPS ontologisiert.

Interaktionen und Kommunikationen sind ohne die kontinuierliche Integration mikroskopischer Retentionen und Protentionen (Husserl) nicht denkbar. Die traumwandlerische und nicht reflexiv hergestellte Sicherheit und das Tempo, mit der ein bestimmter Gesprächsstand den nächsten Zug hervorruft, eine Frage die Antwort, eine Behauptung einen Widerspruch, eine taktlose Bemerkung ein Schweigen usw. wäre sonst nicht möglich. Bereits das ist aber eine Leistung dessen, was Psychologen heute als (Ultra-)Kurzzeit- oder präziser: Arbeitsgedächtnis bezeichnen. Diese Leistung ist als solche selbst zwingend subliminal (also unter der Bewusstseinschwelle). Bereits Merleau-Ponty hatte den gedächtnistheoretischen Konnex und die Kontinuität dieser „fungierenden Intentionalität“ zu den Leistungen des „Langzeitgedächtnisses“ heraus gestellt (Merleau-Ponty 1966: 475 ff.).

Aber auch die längerfristige zeitliche Integration sinnhafter Abläufe und Kommunikation, ihre Kondensation und Sedimentation in Typen, kognitive und perzeptive Schemata, implizite Grammatiken, intuitive Antizipationen probabilistischer Zusammenhänge sind, das ist mittlerweile experimentell belegt, nicht-deklarative Gedächtnisleistungen und zugleich von entscheidender Bedeutung für das, was Luhmann „Ablagerungen“ gesellschaftlicher Kommunikation nennt. Schon Kant sprach von Schemata als Formen der „Aufhebung“ von Mannigfaltigkeit (im doppelten dialektischen Sinne) als „einer verborgenen Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich abraten und <...> vor Augen stellen können.“ (Kant 1990: 190 B181f.) und stellte das in einen engen Zusammenhang zu Zeiterfahrung und Weltbezug.⁶

⁵Hier setzt völlig zu recht Halbwachs mit seinem Hinweis auf die sozialen Rahmen des Gedächtnisses an; in der Phänomenologie und im Pragmatismus ergibt sich daraus die enge Verbindung von Gedächtnis (Zeiterfahrung), Intentionalität als Bezogensein „auf etwas“ (Transzendenz), Gegenstandskonstitution sowie Sozialität.

⁶Dies wird im 20. Jahrhundert, nämlich in Heideggers Kantlektüre, zum Ansatzpunkt „Transzendenz“ als Öffnung zu einer Welt in der Zeiterfahrung zu begründen.

Es konnte experimentell eine verblüffende Effizienz und Geschwindigkeit vieler non-deklarativer Gedächtnisleistungen nachgewiesen werden. Mitunter genügen wenige oder sogar einmalige Expositionen an Wahrnehmungskonstellationen, um Veränderungen im Verhalten zu erzielen (wie etwa bei sog. Primingexperimenten). Dabei müssen bzw. können weder diese Konstellationen noch die Verhaltensänderungen selbst bewusst sein. Dieses Priming „erhöht die Geschwindigkeit und Effizienz“, mit denen Reaktionen auf Umweltkonstellationen erfolgen, ohne dass dies bewusst wird. Dies dürfte insbesondere bei der auch makrosoziologisch relevanten Dispersion von semantischen Mustern, Kommunikationsstilen, Symbolen, Stimmungen eine erhebliche Rolle spielen. Das gleiche trifft für den Bereich motorischer und perceptiver Schemata (einschließlich dem Erwerb sprachlicher und kommunikativer Fertigkeiten) zu – alles Formen non-deklarativer Gedächtnisleistungen.

Alles dies ist unmittelbar relevant für Fragen des Erwerbs, der Dispersion, der Reproduktion, Sedimentation, Innovation, der Resonanz/Dissonanz von in Kommunikationen und Interaktionen gleichermaßen eingehende wie von ihr kooperativ erzeugte Strukturen und Elemente von sozialem Wissen, der sozialen Konstitution von Biographie (Erinnerung) und der Genese von Habitus, Mentalität, sozialen Praxen (Wahrnehmungs- und Verhaltensroutinen, soziale Fertigkeiten). Ohne diese funktionalen Kapazitäten individueller Gedächtnisleistungen ist Interaktion, ihre zeitliche Integration, nicht zuletzt auch der Rückgriff auf „Ablagerungen“ vorausgehender gesellschaftlicher Kommunikation nicht denkbar. Ablagerungen, von denen Luhmann eben sagt, dass Interaktion ohne sie nicht gut starten können und die er – Gesellschaft nennt.

4. Interaktion und Gesellschaft

Aus diesen Überlegungen legt sich eine recht simple Antwort auf die Ausgangsfrage nahe, wie die Gesellschaft in die Interaktionen und die Komplementärfrage, wie etwas aus den Interaktionen wieder in die Gesellschaft „hinaus“ kommt: nicht nur, aber vor allem durch die Individuen und deren körpergebundene Gedächtnisse. Diese Gedächtnisse wären dann die wirklichen und einzigen sozialen Gedächtnisse, die sich aber objektiver sozialer Speicher bedienen können.

Bezogen auf die Strukturfrage lassen sich u.a. zwei einfache Prinzipien festhalten. (1) Die Strukturiertheit einer Interaktion (im Sinne des Aufgreifens, der Reproduktion/Transformation eines bestimmten erwarteten gesellschaftlichen, „makrostrukturellen“ Ordnungsaspektes, egal ob funktional oder stratifikatorischer Art) wird durch die **hinreichende Präsenz einer hinreichenden Anzahl diesbezüglich hinreichend sozialisierter Individuen** gesichert. Was hier jeweils „hinreichend“ heißt, ob und auf welche Weise ggf. abweichende Muster toleriert, absorbiert oder sanktioniert werden, hängt vom jeweiligen Fall ab. Ich kann mich in diesem Zusammenhang auf eine Art „Unschärfepostulat“ von Randall Collins beziehen. Voraussetzung für die (hinreichende) Strukturiertheit einer Interaktion sei nicht, so schreibt er, dass die daran Beteiligten vollkommen adäquate und übereinstimmende Bedeutungen realisieren.

„Die soziale Struktur“, schreibt er, „leitet sich von sich wiederholenden kommunikativen Handlungen ab und nicht vom Inhalt des Gesagten. Diese Inhalte sind oft mehrdeutig und falsch, sie werden oft nicht von jedem verstanden und auch nicht vollständig erklärt ... Aber obgleich <ich würde sagen: weil! jmk> die Strukturiertheit der Gesellschaft nicht kognitiv, sondern physisch begründet ist, hindert uns dieses Unvermögen nicht daran, sehr viele ordnungsgemäße Wiederholungen auszuführen. Denn <es> genügt, eine eingeschränkte Routine für diejenigen Orte und mit denjenigen Personen auszuhandeln, denen man dort für gewöhnlich begegnet.“ (Collins 2012: 74 f.).

Collins spricht hier implizit das Verhältnis von semantischem Gedächtnis (Wissen) und non-deklarativem Gedächtnis (körperlich verankerte Gewohnheiten/Routinen) in ihrer Funktion für die Interaktion an. Ich würde dieses Unschärfepostulat bis zu einem gewissen Punkt mit vollziehen. Ich möchte aber betonen, dass diese Unschärfe auch für die Verhaltensgewohnheiten gilt: bis zu einem gewissen Grad können Interaktionen auch Ungeschicklichkeiten Einzelner tolerieren. Ob jeweils gemeinsames Wissen/geteilte Bedeutungen oder gemeinsame Routinen im Vordergrund stehen, hängt m.E. stark vom jeweiligen sozialen Kontext ab. Um die Sequenz von Handlungen und Verhaltensweisen zu realisieren, die wir eine katholische Messe nennen, ist es nicht nötig, dass sich alle TeilnehmerInnen über die Bedeutung des Transsubstantiationsdogmas im Klaren sind. Eine völlige Ausblendung dieser Bedeutung würde allerdings diesem „Ritual“ irgendwann seine Grundlage entziehen.

Daran anknüpfend würde ich mit Stephen Turner (2) ein **Prinzip der Nachträglichkeit von Sinnzuweisungen** ins Spiel bringen, das direkt mit der Dichotomie deklarativer und non-

deklarativer Gedächtnisleistungen zu tun hat. Wenn Collins sagt, dass in den meisten Fällen die Beherrschung kommunikativer, symbolischer, gestischer, stilistischer, körperlicher Routinen genügt, um sich in Interaktionen einzuklinken, dann ist damit der Bereich non-deklarativer Gedächtnisfunktionen bzw. -Inhalte angesprochen. Der Erwerb ist in den meisten Fällen nicht bewusst und erfolgt beiläufig, in der Regel selbst in Interaktionssituationen. Es gilt prinzipiell, dass durch die Interaktion selbst Korrekturen, Bedeutungsklärungen, Spezifikationen, Transformationen durch Anschlussreaktionen der Interaktionspartner erfolgen. Diese können bestehende Gewohnheiten und Wissensbestände einfach ratifizieren, mit impliziten, latenten oder auch expliziten, deklarativen Sinngehalten anreichern, differente Lesarten oder auch Fehler auf der Ebene der Routinen selbst stillschweigend oder explizit korrigieren. Ein Kind kann sich in den Ablauf einer Geburtstagsparty einklinken, wenn es halbwegs die Worte und die Melodie von Happy birthday, also eine sensomotorische Relation ggf. imitatorisch beherrscht, ohne deren Bedeutung genau zu kennen. An sich wiederholenden Anschlusskommunikationen und sonstigen Kontextmerkmalen kann es aber sukzessive deren situative und übersituative Bedeutung realisieren. Die Gedächtnisse müssen also nicht alle kulturell tradierten Bedeutungen kontextübergreifend auf einmal und „vollständig“ in sich aufnehmen. Die Tatsache, dass eine Äußerung, ein Symbol, eine Melodie Teil der für uns alle wahrnehmbaren Welt ist, gewährleistet, dass es im interaktiven Prozess immer wieder neu Bewährungsprobe, Kristallisationspunkt, Bestätigung oder Neuetablierung sozialer Ordnung werden kann.⁷

Collins und Luhmann stimmen überein in der These, dass es keine *operative* Eigenständigkeit eines Makrobereiches gibt (was nicht heißt, dass es nicht Strukturzusammenhänge gäbe, die weit über einzelne Interaktionssysteme hinausreichen). Luhmann sieht zwar die wichtige Rolle von Gedächtnis für die (Re-) Produktion gesellschaftlicher Struktur, fasst diese im Rahmen eines phänomenologisch und konzeptuell nicht überzeugenden Parallelismus psychischer und sozialer Gedächtnisse. Bei Collins wiederum sind zwar Individuen unter einschluß ihrer Körperlichkeit Bestandteil sozialer Zusammenhänge. Interaktionsrituale beinhalten für ihn Aspekte wie ein gemeinsamer Bewegungsrhythmus, emotionale Aspekte, die Produktion und

⁷ In diesem Sinne schreibt auch Stephen Turner „We can learn so quickly from our social environment because simulation allows us to fill in missing data in social situations. Because we can simulate other people.... we can thus construct, test and assimilate complex feedback simulative ‚hypotheses‘ about this world expeditiously. The interaction between these capacities and this environment is not one that produces clones, or puppets of the group will, nor does it produce anarchy. It produces skilled interactors with enormous capacities to anticipate, predict, and model the people with whom they interact, to adjust to them, and to learn from their adjustments. This kind of coordination, as Dewey called it, is all we need to account for ‚society‘.“ (Turner 2007: 370 ff.)

Reproduktion von Stimmungen, inkorporiertes kulturelles (Zugehörigkeits-)Kapital, wie er das nennt. Mit alledem sind Aspekte und Dimensionen non-deklarativer Gedächtnisleistungen angesprochen (Collins 2012: 105) Aber Collins verfügt über kein Gedächtniskonzept. Er geht auf die Phänomene ein, aber sein theoretisches Vokabular weist hier eine Leerstelle auf. Deshalb bleibt auch seine Antwort auf die Frage, wie soziale (gesellschaftliche) Struktur in konkrete Interaktionssysteme hinein (und wieder hinaus)gelangt, unterbestimmt: so nennt er etwa die Eigenselektivität anwesender soziophysischer Objekte (ebd.: 74), sehr allgemein weist er auf Gewöhnungseffekte hin (ebd.: 77) und deren Verfestigung in sich immer wieder überkreuzenden Interaktionsketten (ebd.: 79). Aber all das ist gebunden an korrespondierende überwiegend non-deklarative Gedächtnisleistungen der Individuen, ohne die es weder zum Operativwerden der Selektivität von Dingen und Räumen, noch zu „Habitualisierungen“ und schon gar nicht zu Verkettungen wiederholter Interaktionen käme. Diese Leerstelle in seiner Theorie ruft also geradezu nach einem differenzierten und komplexen modularen Verständnis von Gedächtnis, wie ich es versucht habe zu skizzieren. Es würde auch das bei ihm unterbestimmte Verhältnis zwischen Wissen/Bedeutung und non-deklarativen Fertigkeiten und die etwas übertriebene Geringschätzung kognitiver Elemente korrigieren helfen.

Auch die von Collins postulierte Privilegierung von Interaktion gegenüber nicht-interaktiven Formen der Kommunikation, wäre dann konturierter begründbar. Interaktionen sind nicht der einzige, aber ein besonders wirksames Feld sozialen Lernens. Nur in Situationen synchronisierter Kopräsenz – Rainer Schützeichel (2016) hat darauf in einem Beitrag zur Landauer Tagung der Wissenssoziologie aufmerksam gemacht - realisiert sich jene triadische Relation des gemeinsamen Sich Beziehens auf etwas, des Zeigens auf, von sozial vermittelter Intentionalität, der Bindung von Bedeutung an die Reaktion der Anderen (Mead) – und damit von sozialem Lernen. Deshalb ist hier der privilegierte Ort der Genese und Formierung sozialer individueller Gedächtnisse, gleichbedeutend mit Sozialisation. Hier wäre man sogar wieder mit dem Meister aus Bielefeld wieder auf einer Ebene, wenn dieser in seinem unübertreffbaren Jargon formuliert: „In der Interaktion wird die Hydraulik der Interpenetration betätigt“ (Luhmann 1984: 566).

Realität, auch soziale Realität, sagt George Herbert Mead, existiert in einer Gegenwart, die eine Vergangenheit und eine Zukunft impliziert. Sie ergibt sich in der synchronen Beziehung auf

Wahrnehmungereignisse (einschließlich symbolischer Handlungen). Darin konstituiert sich etwas, was er in Anknüpfung an Einstein und Whitehead ein „consentient set“ nennt, ein „gleichsinniges System“, das für eine gewisse Zeitspanne gemeinsame spatiotemporale Perspektiven auf sich selbst und das, was von da aus als Gesellschaft sichtbar wird, erzeugen. Das passiert zwangsläufig, wenn Individuen sich in Interaktionen einklinken und sich wechselseitig in ihren Verhaltensweisen und Sinnzuschreibungen binden. Das beinhaltet die Innenperspektive auf die immer zeitlich situierte Sinndynamik der Interaktion, aber auch die Außenperspektive auf das, was ihr vorausliegt, was auf sie folgt und was ggf. anderswo abläuft, auf ihre Fortsetzbarkeit oder Einmaligkeit. Individuen nehmen qua Gedächtnisse Kondensate, Sedimente dieser Interaktionen auf (auf allen Ebenen der Gedächtnisbildung: deklarativ wie non-deklarativ) und verschaffen sich damit immer auch mögliche „Inputs“ für die weitere Aufnahme von Interaktions- und Kommunikationssituationen, nach Maßgabe von Resonanzen, die wiederum von deren internen Zeit/Sinnperspektiven abhängen. Jedes Individuum und zugleich jedes Interaktionssystem, in das es eintritt, definiert in Meads Sicht ein solches „consentient set“, eine jeweils an Episoden gebundene spezifische spatiotemporale Perspektive. Wir beschreiben tagtäglich sozusagen relativistische Bahnen durch verschiedene solcher Systeme, vollziehen unablässig und verblüffend mühelos Übergänge von einem Raum/Zeit-System in das andere, bewahren, transformieren und reproduzieren die Kondensate dieser Durchgänge.

Das muss mit gemeint sein, wenn Simmel Individualität in der modernen differenzierten Gesellschaft als Kreuzung sozialer Kreise fasst. Die spatiotemporalen Perspektiven, die dabei durchlaufen werden, stehen in Zusammenhang, sind sowohl in der Bahn der Individuen verkettet, wie in den Fortsetzungen interaktiver Zusammenhänge untereinander. Die damit zusammenhängende Vielfalt von Zeit- und Sinnstrukturen ist nicht nach dem Muster mathematischer Transformationsformeln sozusagen ineinander verrechenbar, wohl aber bleiben sie qua Gedächtnisleistungen füreinander zugänglich - eher im Sinne partieller, labiler, prekärer „Übersetzungsverhältnisse“ (Renn 2006; Mead 1969: 216 f.). Sozialität, sagt Mead, ist die Fähigkeit mehrere Dinge gleichzeitig zu sein (ebd: 280), in mehreren Bezugssystem zugleich sein zu können. Diese Art von Offenheit ist gebunden an die Funktionsweise des menschlichen Gedächtnisses.

Die Privilegierung des Operativen und seine privilegierte Bindung an Individuen, ihre Gedächtnisse und ihre Interaktionen heißt nicht, Makrorelationen auf Mikrorelationen zu reduzieren. Interessant ist, dass sowohl Collins wie Elias in diesem Zusammenhang auf eine Metaphorik der „Kette“, der „Verkettung“ kommen. Collins spricht bekanntlich von Interaktionsritualketten. Elias von der Ausweitung von Handlungs-, Interdependenz- und Funktionsverkettungen (Elias 2003: 33 ff.). Diese mannigfachen „Verkettungsverhältnisse“ sind ihrerseits nur perspektivisch zugänglich. Aber Perspektiven sind, wie Mead betont, weder Verzerrungen „vollkommener Strukturen“ noch „Selektionen des Bewusstseins“ aus einer Welt der Dinge an sich. „Sie sind in ihrer wechselseitigen Bezogenheit aufeinander die Natur, die die Wissenschaft kennt.“ (Mead 1969: 215). Was ein so erweiterter Naturbegriff für die Soziologie bedeuten könnte, wäre eine weitere Frage, die bei der Integration eines Gedächtniskonzeptes in die Soziologie zu stellen wäre, das sich nicht zuletzt auch naturwissenschaftlicher Forschung verdankt.

Für das Problem dieser Tagung wäre festzuhalten, dass dann nicht mehr, wie bei Luhmann, von einer „Gesellschaft der Gesellschaft“ die Rede sein könnte, sondern konventioneller mit Elias von einer „Gesellschaft der Individuen“. Allerdings wären diese Individuen keinesfalls zu verwechseln mit dem von Luhmann süffisant so apostrophierten „guten, alten Subjekt“ (1995: 52).

Literatur:

Collins, Randall (2012): Konflikttheorie. Ausgewählte Schriften. Wiesbaden (Springer VS)

Elias, Norbert (2003): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main (Suhrkamp)

Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Wiesbaden (VS)

Kant, Immanuel (1990): Kritik der reinen Vernunft. Bd. III der Werkausgabe in 12 Bänden. Frankfurt am Main (Suhrkamp)

Kastl, Jörg Michael (2001): Grenzen der Intelligenz. München (Fink)

Kastl, Jörg Michael (2004): Habitus als non-deklaratives Gedächtnis – Zur Relevanz der neuropsychologischen Amnesieforschung für die Soziologie. In Sozialer Sinn 2/2004: 195-226

Markowitsch, Hans-Joachim (2002): Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern und Vergessen. Darmstadt (Primus)

Mead, George Herbert (1969): Philosophie der Sozialität. Frankfurt am Main (Suhrkamp)

Merleau-Ponty (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt am Main (Suhrkamp)

Luhmann, Niklas (1995a): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen (Westdeutscher Verlag)

Luhmann, Niklas (1995b): Die neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie. Wien (Picus)

Luhmann, Niklas (1996): Zeit und Gedächtnis. In: Soziale Systeme 2: 307-330

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main (Suhrkamp)

Luhmann, Niklas (2002): Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt am Main (Suhrkamp)

Schützeichel, Rainer (2016): Das Zeigen der Interaktion. In: Jürgen Raab, Reiner Keller (Hrsg.) Wissensforschung – Forschungswissen. Weinheim (Beltz-Juventa): 344-354

Simmel, Georg (1958): Soziologie – Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin (Duncker & Humblot)

Renn, Joachim (2006): Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie. Göttingen (Velbrück)

Turner, Stephen (2007): Mirror neurons and practices: A response to Lizardo. In: Journal for the Theory of Social Behaviour 37: 351-371

Welzer, Harald (2006): Über Engramme und Exogramme.. Die Sozialität des autobiographischen Gedächtnisses. In ders.; Markowitsch Hans-Joachim (Hrsg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart (Klett-Cotta)